

5. Care jenseits von Transnormativität – nicht-binäre Für- und Selbstsorge

Bereits in den vorherigen Kapiteln deutete sich an, dass nicht-binäre trans Personen sich zunehmend auf den Weg machen, eigene Care-Räume aufzubauen; den Sammelbegriff Trans/trans nutzen sie dabei teilweise nicht mehr. In diesem Kapitel stehen die aktivistischen Praktiken nicht-binärer trans Aktivist_innen, die ehrenamtlich Fürsorge-Räume aufbauen, im Mittelpunkt. Diese Care-Aktivist_innen setzen sich dabei auch kritisch mit Transnormativität auseinander. Es geht um folgende Fragen: Wie erleben nicht-binäre trans Personen Transnormativität, und welche Rolle spielt hierbei Care? Wie lässt sich eine nicht-binäre Perspektive auf Selbstsorge und Fürsorge beschreiben?

Zentral für dieses Kapitel ist das Konzept der Transnormativität. Es verweist auf Normen innerhalb von trans Räumen und dabei auf die Verinnerlichung des medizinischen Modells von trans; darunter fallen beispielsweise die Normen der rechtlichen- und körperlichen Transition, eines frühen Coming-outs oder einer binären geschlechtlichen Verortung (Johnson 2016; Preciado 2016; Bradford/Syed 2019).

Nicht-binär ist ein Sammelbegriff für Genderidentitäten oder Praktiken wie agender, genderqueer, gender-fluid oder bi-gender, die sich nicht als eindeutig männlich oder weiblich verorten (Beemyn/Rankin 2011; Richards u.a. 2016; Vincent 2019, 2020). Nicht-binäre Identitäten und Praktiken sind nicht neu, sondern haben ihre Wurzeln in trans/queerem/lesbischem/feministischem Aktivismus (Feinberg 1998; Bergman/Barker 2017). Neu sind die weite Verbreitung des Begriffes im deutschsprachigen Raum, die sozialen Bewegungen, die sich darum formieren, und die Praxis des nicht-binären Coming-outs (Yeadon-Lee 2016). Bisher gibt es wenige empirische Studien zu nicht-binären Praktiken und Aktivismen; der Forschungsstand, auf den ich mich beziehe, reicht nicht bis dorthin, wo ich mich mit meiner Studie

bewegt habe. Nicht-binäre Bewegungen bilden sich gerade erst heraus – dieses Kapitel stellt gewissermaßen einen Ausblick auf die Zukunft dar.

In den Queer Studies spielt die kritische Auseinandersetzung mit Zweigeschlechtlichkeit und Gender-Binarität eine zentrale Rolle (Hark 1993, 2013; Engel 2002; Bornstein 2016; Laufenberg 2019). Die *er* Queertheoretiker_in Judith Butler beschreibt Gender als eine kulturelle Fiktion (Butler 2004, 2006, 2011). Es sei die sozio-kulturelle Rahmung, die die essentialistischen Vorstellungen von Männlichkeit und Weiblichkeit konstruiere (ebd.). Diese Fiktion wird durch Performativität und institutionelle Praktiken reproduziert – beispielsweise durch mediale Repräsentationen (Siebler 2012; Saalfeld 2020) –, die Gesellschaften und Individuen beeinflussen (Butler 2004, 2006, 2011). Gender als Fiktion produziert die Norm der Zweigeschlechtlichkeit und Heteronormativität (Butler 2004, 2006, 2011; Worthen 2016). Von dieser hegemonialen Norm und den damit verbundenen normativen Identitäten abzuweichen, hat oft Stigmatisierungen und Gewalt zur Folge (Butler 2004, 2006, 2011). Dies macht spezifische Care-Praktiken notwendig, die in diesem Kapitel im Zentrum stehen werden. Trans Studies und trans Bewegungen haben sich von Beginn an auch kritisch mit Gender-Binarität auseinandergesetzt, viele trans Aktivist_innen und Theoretiker_innen verstehen Geschlecht nicht als binär (Bornstein 1995; Whittle 1996; Hoenes 2014; Baumgartinger 2017, 2019; de Silva 2018; Hoenes/Schirmer 2019). Aufgrund von Transnormativität – Normen dazu, wer »richtig trans« sei und wer nicht –, die trans Räume durchzieht, bauen nicht-binäre Personen eigene Räume auf, die sie teilweise im trans Aktivismus verorten, teilweise als davon unabhängig verstehen. Nicht-binärer Aktivismus lässt sich als neue soziale Bewegung fassen, ähnlich wie asexuelle Bewegungen (Carrigan/Gulpa/Morisa 2013). Innerhalb von trans Aktivismus und Trans Studies wird die Unterscheidung zwischen nicht-binär trans und binär trans kritisch diskutiert und von vielen als falsche Dichotomie bezeichnet (FüTTY 2019: 41).¹

Jay Stewart plädiert dafür, die diversen Erfahrungen und Realitäten nicht-binärer Personen, in einer binären Gesellschaft zu überleben, stärker in den Fokus zu nehmen (Stewart 2017: 68). In der deutschsprachigen Geschlechterforschung und Europäischen Ethnologie gibt es kaum Publikationen, die sich mit nicht-binären Perspektiven und Praktiken beschäftigen. Zwar gibt

1 Wie diese Grenzziehung entsteht und wie sie mit Klasse und Generation zusammenhängt, werde ich später in Kapitel 7, »Wege in eine sorgende Zukunft – Trans_formation durch Care«, diskutieren.

es Studien, die sich mit Drag-Kinging als Praxis der Hervorbringung anderer nicht-binärer geschlechtlicher Verortungen auseinandersetzen, dort aber stehen spezifisch Personen im Mittelpunkt, die bei der Geburt dem weiblichen Geschlecht zugewiesen wurden (Schirmer 2015; Schuster 2014). Nicht-binär ist jedoch ein Sammelbegriff, unter dem sich Menschen mit ganz verschiedenen geschlechtlichen Zuweisungen finden. In diesem Kapitel stehen die gelebten Erfahrungen von Personen, die sich jenseits der Zweigeschlechtlichkeit verorten, und ihre Perspektiven auf Care im Zentrum. Ich argumentiere, dass nicht-binäre Personen innovative Praktiken der Selbstsorge und Fürsorge entwickeln, da es dafür kaum vorgegebene Wege und Formen gibt. Hierbei verstehe ich Care nach María Puig de la Bellacasa als »layers of labour that get us through the day« (de La Bellacasa 2012: 210).

Dieses Kapitel ist folgendermaßen aufgebaut. In 5.1 steht Aktivist_in Mio im Mittelpunkt, für die_den nicht-binärer Aktivismus zum Ausgangspunkt eigener Trans_formationen wurde und zudem der einzige Raum ist, in dem sich Mio gesehen fühlt. Ausgehend von Mios Erfahrungen mache ich auf transnormative Dynamiken in klassischen trans Verbänden aufmerksam, die es notwendig machen, nicht-binäre Gruppen aufzubauen. Sasha und Jovin leisten in 5.2 am Küchentisch nicht-binäre Sorgearbeit füreinander; im gemeinsamen Denken widmen sie sich hier geschlechtlichen Fragen. Sie nutzen den Ort des Küchentischs, um frei von aktivistischen und gesamtgesellschaftlichen Normen mit Geschlecht zu experimentieren. Kalle zeigt in 5.3 den erhöhten Selbstsorgeaufwand auf, den why und andere nicht-binäre Aktivist_innen aufgrund heteronormativer Gewalt betreiben müssen. In einem Bildungskollektiv gibt Kalle Praktiken der Selbstsorge und kollektiven Fürsorge an trans/queere Communitys weiter, um deren kollektives Wohlergehen zu stärken. In 5.4 entwirft Noa Ansätze nicht-binärer und trans Care, die gängige Vorstellungen von Fürsorge in Bewegung bringen und den Fokus weg von Transitionsarbeit lenken.

5.1 Nicht-binärer Aktivismus als Raum der Trans_formation

Heute interviewe ich Mio, eine_n nicht-binäre_n Aktivist_in aus einer Großstadt in Nordrhein-Westfalen. Er_sie ist zum Zeitpunkt des Interviews 31 Jahre alt und arbeitet in einem Sozialforschungsinstitut. Mio schlägt vor, dass wir das Interview bei ihrem_seinem Lohnarbeitsplatz führen. Bepackt komme ich bei dem mehrstöckigen Bürogebäude mit seiner glänzenden

Fassade an. Die Pförtnerin fragt mich, mit wem ich verabredet sei. Ich stocke, da ich unsicher bin, ob Mio geoutet ist. Auf der Homepage wird er_sie mit einem anderen Vornamen aufgeführt. »Die Person holt mich gleich ab«, sage ich und ernte einen irritierten Blick. Ich fühle mich zunehmend unwohl und betrachte die hektisch eintretenden und herausgehenden Personen, oft in klassischem Kostüm oder Anzug.

Nach einigen Minuten kommt Mio aus dem Fahrstuhl. Ich bekomme einen Besucher_innenausweis, und wir fahren nach oben. Die Einrichtung auf der Etage wirkt steril, die meisten Büros sind leer, an den weißen Wänden hängen nur ab und an abstrakte Gemälde. Wir gehen zu Mios Büro, auch dort steht sein_ihr Passname an der Tür. Mio erzählt, dass er_sie bei der Lohnarbeit geoutet sei, dabei aber leider nicht unterstützt werde. Gerade deshalb finde Mio es schön, das Interview hier zu führen. Dabei gehe es bei der Lohnarbeit sogar um das Thema Gleichstellung – jedoch nur auf cis Frauen bezogen. Als nicht-binäre Person sei Mio unsichtbar. Mio erklärt, dass er_sie mit Mio unterschreibe, aber als Mailadresse und auf der Webseite nur der Passname erlaubt sei: »Hier ist die Regelung: Wenn eine Vornamensänderung beantragt ist oder in Beantragung ist, kann das offiziell geändert werden, sonst nicht.«² Da sich Mio unsicher ist, ob der Arbeitsvertrag überhaupt verlängert wird, möchte er_sie in diesen Kampf nicht allzu viel Energie stecken.

Mio ist in fünf trans und nicht-binären Gruppen engagiert: einer lokalen Selbsthilfegruppe, einem Landesverband, einer überregionalen Gruppe und zwei AGs eines bundesweiten Verbandes. Ich frage Mio: »Wie bist du zum Nicht-binär-Aktivismus gekommen?« Mio erklärt, schon länger in queer/feministischen Räumen aktiv gewesen zu sein. Das erste Engagement für geschlechtliche Vielfalt sei in einer Gruppe gewesen, die sich für die Dritte Option im Geschlechtseintrag eingesetzt habe.³ Diese Gruppe hatte auf Mio eine katalysierende Wirkung: »ein Gefühl von Beruhigung und gleichzeitig aufrüttelnd.« Er_sie konnte dort über trans Themen reden, ohne etwas von sich preisgeben zu müssen: »Das ist wie ein Schutzschild. [...] Man macht

-
- 2 Da Mio keine offizielle Vornamensänderung beantragt hat, ist er_sie auf die Bereitschaft des Arbeitgebers angewiesen, trotzdem den Wunschnamen zu verwenden. Dies ist nicht der Fall; Mio wird unter dem im Pass eingetragenen Namen aufgeführt.
 - 3 Die Kampagne für eine Dritte Option, hat ein Verfahren auf eine dritte Option beim Geschlechtseintrag juristisch und mit einer politischen Kampagne begleitet (Kampagne Dritte Option 2016).

was, aber es muss nicht offiziell persönlich sein.« Im Laufe der Zeit wurde sich Mio bewusst, dass das Thema Mio persönlich betrifft.

Vor der Gruppe zur Dritten Option waren Drag-King-Räume für Mio wichtig. Auch dort gab es Leute, die sich als weder-noch identifizierten. »Aber den Begriff nicht-binär kannte ich da noch nicht.« Mio lernte den Begriff übers Internet kennen und merkte, dass er für ihn_sie passte. Mio erlebt, dass die Sichtbarkeit »von nicht-binären Identitäten und dadurch die Ermunterung, sich als nicht-binär zu outen oder auf die Idee zu kommen«, in den letzten fünf Jahren zugenommen hat. Nach dem Coming-out erlebte Mio Konflikte in seinen_ihren persönlichen Beziehungen. »Ich bin bezüglich meines Vornamens und meiner nicht-binären Identität überall geoutet, außer bei meinen Eltern«, ergänzt Mio.

Für Mio sind sowohl Online- als auch Offlineräume wichtig. Als sich Mio noch in der Anonymität bewegte, war es wichtig, nicht *face to face* sprechen zu müssen. – »Jetzt empfinde ich das als etwas Schönes. Ich mag Nähe spüren, und das kann ich weniger, wenn es virtuell ist.« Die enorme Anzahl virtueller nicht-binärer und enby⁴ Gruppen lasse ein Gefühl von Community entstehen – »dieses Gefühl von Minderheit kann dadurch abgefedert werden«. In den meisten aktivistischen Gruppen, an denen sich Mio beteiligt, sei virtuelle Kommunikation notwendig, da die Beteiligten über ganz Deutschland verteilt wohnten. Mio hält dazu fest: »Das macht für mich qualitativ wenig Unterschied zu persönlichen Gesprächen, weil wir uns gut kennen. Wenn eine Person schreibt, kann ich mir richtig den Tonfall vorstellen.« Viele Personen aus den überregionalen Gruppen kennt Mio nur von Telefonkonferenzen. Nachhaltige lokale Gruppen aufzubauen, sei schwer: »Eine Zeit lang sind viele Leute aktiv, und dann ziehen die alle nach Berlin oder Leipzig. Dann ist wieder eine Lücke da. Ich freue mich immer über Leute, die hierbleiben.« Besonders für die Weitergabe von Infos und *hard facts* seien virtuelle Räume wichtig, über Mailinglisten würden Infos ausgetauscht, zum Beispiel: »Ich habe eine Übersicht zur Personenstandsänderung nicht-binär; ›Was ist der aktuelle Stand bei Dritte Option?‹; ›Wie ist das mit der Vornamensänderung, wie kann ich da am besten vorgehen, TSG⁵ oder nicht?«

4 Der Begriff enby kommt aus dem Englischen, von der Abkürzung nb für non-binary (nicht-binär).

5 TSG: Transsexuellengesetz.

Mio ist in einer lokalen trans Selbsthilfegruppe aktiv, in der sich überwiegend nicht-binäre Leute zwischen 18 und 35 Jahren bewegen; unter anderem organisierten sie Selbsthilfetreffen. In der Gruppe kämen Leute zusammen, »die auch trans und nicht-binär leben, um so quasi ein Gefühl zu haben von einer parallelen Normalität« – »ein befreiendes, beruhigendes und schönes Gefühl«. Sie unterstützten sich gegenseitig. Mio berichtet, das vergangene Wochenende mit der Herkunftsfamilie auf einer abgelegenen Nordseeinsel verbracht zu haben; er_sie fühlte sich einsam und verloren. Vorab hatte Mio in der Gruppe angekündigt: »Dieses Familienwochenende wird schrecklich.« Eine Person hatte angeboten: »Ich kann dir jeden Tag zwei SMS schreiben.« – »Dann habe ich jeden Tag liebe SMS bekommen, obwohl wir nicht nah sind.« Dadurch fühle sich Mio gestärkt und könne besser mit der Situation umgehen. Die Selbsthilfegruppe hat für Mio etwas Therapeutisches, »auch wenn keine Person dazu ausgebildet ist. Allein darüber zu sprechen und dass die andere Person es spiegelt – das hilft; und dass das Gefühl da ist, es wird sich umeinander gekümmert, offiziell bei den Treffen, aber auch außerhalb dessen. Und wenn man eine Person eine Weile nicht gesehen hat, wird nachgefragt.«

Als Herausforderung nennt Mio, dass die lokale Gruppe dem eigenen Anspruch der Diversität nicht gerecht werde. »Sie soll sich richten an binäre und nicht-binäre trans, genderqueere, inter* Personen.« Aber tatsächlich seien sie eine »nicht-binäre Gruppe von Menschen, die studieren oder studiert haben, die sich in einer ähnlichen Sprache verständigen und einen ähnlichen Background haben. Fast alle sind weiß. [...] Neue Leute kommen überwiegend, weil sie schon eine Person kennen. Das verstärkt die Homogenität.« Um die Gruppe zugänglicher zu machen, probierten sie verschiedene Formate aus, zum Beispiel das *Offene Café*, Workshops, Konzerte und Lesungen. Mio kennt die verinnerlichte Angst, »nicht trans genug« zu sein, und vermutet, dass sie für viele eine Hürde darstelle, zum ersten Mal ins Café zu kommen. Für die unterstützende Funktion der Gruppe eigne sich ihre eher homogene Zusammensetzung gut, so vermutet Mio: »Weil das Gefühl da ist, die Leute sind mir ähnlich, ich werde verstanden. Es sagt niemand: ›Was ist denn das für ein Pronomen? – Entscheid dich!‹ [...] Ich fühle mich in Gruppen mit Personen, die mir ähnlicher sind, sicherer und mutiger, etwas von mir preiszugeben.«

Mio wünscht sich Sichtbarkeit nicht-binärer Personen, innerhalb der trans Community und gesamtgesellschaftlich. Aktuell nimmt Mio wenig Verständnis wahr. Die Vorstellung davon, was trans ist, sei beschränkt und auf

körperliche Transitionsschritte reduziert: »nach dem Motto: ›Es gibt Leute, die sind genug trans – und andere machen es sich einfach.« Bei der Besetzung von Ämtern werde in trans Vereinen die Ansicht vertreten, binäre trans Personen seien besser geeignet, weil sie dem gesellschaftlichen Trans-Bild eher entsprächen und nicht mit einem »komplizierten« Pronomen verwirrten. Wegen dieser Normen ist es Mio wichtig, gemeinsam mit anderen nicht-binären Aktivist_innen Stärke zu entwickeln. Besonders in Erinnerung geblieben ist Mio ein überregionales nicht-binäres Vernetzungstreffen. »Für mich war es ein großartiges Gefühl, dass es eine Art Transnormalität gibt und da drin eine nicht-binäre Normalität. Das war wie ein intensiver Urlaub.« Mio wünscht sich, die ganze Welt wäre so.

Mio hofft auf einen gesamtgesellschaftlichen Wandel durch rechtliche Veränderungen: »Für mich würde es viel ausmachen, wenn es eine Dritte Option beim Geschlechtseintrag gäbe.«⁶ Dadurch müssten binäre Normen hinterfragt werden, und Mio habe etwas in der Hand: »Wie ihr seht: Bundesverfassungsgericht, Gesetzgeber.« Damit in die Diskussion zu gehen, sei etwas anderes, als zu sagen: »Ich habe hier ein persönliches Anliegen.«

Mio geht davon aus, dass nicht-binäre Gruppen in Zukunft weniger Bedeutung für Mio persönlich haben werden: »Ich halte es für unwahrscheinlich, dass ich mich mein ganzes Leben so intensiv mit meiner Identität beschäftigen werde wie jetzt. [...] Irgendwann ist es ein alter Hut.« Die Herausforderungen, so vermutet Mio, würden bleiben, aber weniger Bedeutung haben; Mio kennt das bereits vom Coming-out als lesbisch: »Ich war früher in lesbischen Communitys unterwegs. Am Anfang hatte das eine krasse Bedeutung, als Support-Gruppe. Das hat abgenommen. [...] Ich war nicht mehr so drauf angewiesen.«

Während Mio anfangs sehr von trans und nicht-binären Räumen profitiert habe, achtete er_sie nun mehr darauf, wie andere Menschen Zugang bekommen können. Mio ergänzt: »Ich denke, es werden immer Leute nachkommen: Für irgendwelche Leute werden diese Räume immer eine große Bedeutung haben, vielleicht nicht für alle Leute zu jedem Zeitpunkt gleich viel.« Mios eigene Selbsthilfegruppe sei spontan entstanden: Eine Person habe die Idee gehabt und den Termin ins Internet gestellt; diejenigen, denen ein bestimmtes Angebot wichtig gewesen sei, hätten entsprechende Veranstaltungen organisiert. »Das hat sich geeignet als Plattform. [...] Auch

6 Ich führte das Interview im März 2017. Inzwischen wurde die Dritte Option eingeführt, sie ist jedoch nicht für nicht-binäre trans Personen offen (Stand Juli 2020).

in Zukunft können da Sachen angedockt werden, wenn Leute andere Bedürfnisse haben.« Mio bezeichnet die Gruppe als Anlaufstelle. Die Existenz solcher Anlaufstellen sei ein Großstadtvorteil, erklärt Mio. »Ich komme aus einem Dorf, da wäre das schwieriger. Ich bin glücklich darüber, dass ich weiß, es gibt überall Möglichkeiten, wo ich Sachen aufbauen kann; dass ich weiß, wen ich fragen kann, wen das interessieren könnte.« Aus diesem Grund entstünden kontinuierlich neue Gruppen.

Nach eindreiviertel Stunden Lernen, Fragenstellen und Zuhören schalten wir das Aufnahmegerät aus. Mio betont, dass sich das Gespräch gut angefühlt und ich einen schönen Rahmen geschaffen habe. Mio habe anwesend sein und über Themen reden können, die ihn_sie wirklich interessierten. Wichtig sei auch gewesen, das Gespräch am Lohnarbeitsplatz zu führen, wo sich Mio mit den eigenen nicht-binären Themen unsichtbar fühle. Mio schenkt mir zum Abschied eine Tafel Schokolade – er_sie habe so viele davon auf der Arbeit – und bringt mich nach unten. Ich bin erleichtert, als ich das Gebäude verlasse; das Interview fühlte sich ein wenig wie ein verschwörerisches Treffen an, bei dem ich darauf achte, ein Geheimnis zu wahren, immer mit der Angst im Hinterkopf, entdeckt zu werden. Ich laufe zum Hauptbahnhof, wo zwanzig Minuten später mein Zug fährt.

Mit Mio habe ich über das Interview hinaus Kontakt, so wohne ich im Herbst 2017 bei Mio, als ich eine Aktivistin interviewe und an einer Gender-Studies-Konferenz teilnehme. Zu diesem Zeitpunkt ist Mio bereits erwerbslos, der Arbeitsvertrag wurde nicht verlängert.

Eines von Mios Hauptthemen zeigt sich bereits in der Wahl des Interviewortes. Üblicherweise traf ich meine Interviewpartner_innen an ihren Wohlfühlorten, beispielsweise in der Natur, in queeren Cafés, Vereinen oder zuhause. Mio entschied sich für seinen_ihren Lohnarbeitsplatz, wo Mio von Diskriminierung als nicht-binäre Person betroffen ist – gerade kein Community- oder Wohlfühlort. Mio versucht, Räume einer parallelen nicht-binären Normalität aufzubauen, und scheint sich schrittweise dafür zu stärken und Mut zu sammeln. In Mios Erzählungen wird zugleich ein Gefühl der Ruhe wie der Aufrüttelung und der Energie spürbar. Diese Ambivalenz zeigt sich auch im Interviewsetting: Mio lud mich zu einem heteronormativen Arbeitsort ein, um während der Lohnarbeitszeit über nicht-binären Aktivismus zu sprechen, was dem Treffen einen verschwörerischen Beiklang gab. Mio eignete sich den Ort damit an. Mio gab dabei und dadurch Persönliches von sich preis, so erfuhr ich Mios Passnamen und wurde in ein Setting eingeladen, in dem Mio

verletzlich ist. Mit dem Interview bauten wir gemeinsam einen Community Raum zur oder in der Lohnarbeitsstelle auf und gaben nicht-binären Lebensweisen Gewicht. Greifbar wurde, dass Mio Community-Räume braucht, da er_sie jenseits dessen nicht anerkannt wird.

Für Mio ist trans Aktivismus ein wichtiger Raum für die eigene Auseinandersetzung mit Geschlecht: Aktivismus und die Beschäftigung mit der eigenen geschlechtlichen Identität sind eng miteinander verbunden. Als sich Mio zu engagieren begann, tat er_sie dies in der Rolle des_r nicht betroffenen Unterstützer_in. Im Laufe der Zeit wurde sich Mio der eigenen Betroffenheit bewusst. Schritt für Schritt traute sich Mio, sich mit anderen nicht-binären Personen zu verbinden. Zu Beginn spielten virtuelle Räume – Webseiten und Foren – eine wichtige Rolle, hierüber kam Mio mit dem Begriff nicht-binär in Kontakt. Mit zunehmender Sichtbarkeit und nach dem eigenen Coming-out schätzt er_sie nun die physische Nähe mit nicht-binären Personen. Die virtuellen und die Offlinerräume, die Mio nutzt, sind miteinander verwoben: Virtuelle Praktiken dienen dazu, Einsamkeit zu überwinden, sind aber oft verbunden mit Offlinetreffen, die wiederum online vorbereitet wurden.

In Mios Selbsthilfegruppe unterstützen sich Mio und andere nicht-binäre Personen gegenseitig. Sie organisieren Fürsorge jenseits von Familie und Freund_innenschaft, bauen ein Gefühl der Gemeinschaft auf. Teilweise formalisieren sie Sorgebeziehungen, indem sie den Care-Bedarf besprechen und Fürsorge für die Zukunft organisieren; so verabredete Mio für ein anstehendes Herkunftsfamilientreffen, täglich unterstützende SMS zu bekommen.

(Den Mangel an) Diversität erlebt Mio als ambivalent. Die Gruppe verfolge den Anspruch größtmöglicher Diversität. Gleichzeitig merkte Mio, dass eine gewisse Homogenität, etwa die Verortung als nicht-binär, gegenseitige Care erleichtere, vielleicht sogar eine Voraussetzung dafür sei. Mio stellt diese nicht-binäre Gruppe, bestehend aus Personen zwischen 18 und 35 Jahren, die meisten davon weiß und akademisch, klassischen Selbsthilfegruppen gegenüber, in denen vor allem trans Frauen über fünfzig zu finden sind. Ich mache in Mios Erzählung eine Spannung aus zwischen dem Leitwert der Diversität, der zu hohen Anforderungen an die eigene ehrenamtliche Arbeit führt, und Mios persönlicher Erfahrung, dass eine eher homogene Gruppe besser geeignet für gegenseitige Fürsorge ist.

Als spezifische nicht-binäre Erfahrung beschreibt Mio Unsichtbarkeit und Nicht-ernst genommen-Werden, sowohl im trans Aktivismus als auch gesamtgesellschaftlich. Mio hat Angst, als »nicht trans genug« zu gelten; denn *anerkannte* trans Identitäten gründen tendenziell auf dem Wunsch nach kör-

perlicher Veränderung. Die Trans Studies sprechen in diesem Zusammenhang von Transnormativität (Haritaworn 2015; Snorton 2017). Mio versucht, Räume aufzubauen, in denen gegen Transnormativität gearbeitet wird und eine nicht-binäre Normalität ge- und erlebt werden kann.

Zusammenfassend bedeutet nicht-binäre Care für Mio, Räume gegenseitiger Für_Sorge aufzubauen, jenseits von Freund_innenschaften, Familie und Paarbeziehung. Das Interview macht die Bedeutung der (nicht rechtlichen) Anerkennung als nicht-binäre Person greifbar, ebenso die spezifische Unsichtbarkeit und das Navigieren, das bisweilen notwendig ist, um als nichtbinäre Person mit neuem Namen, aber ohne offizielle Namensänderung durch die Welt zu gehen. Es zeigen sich multiple Strukturen sozialer Exklusion, die auf Mio wirken: im Kontext Lohnarbeit, in der Herkunftsfamilie, in feministischen und trans Räumen.

Ich führte das Interview im März 2017. Mio äußerte damals die Hoffnung auf eine Dritte Option im Geschlechtseintrag, auch um mehr Mittel zur Hand zu haben, um mit den eigenen Anliegen ernst genommen zu werden. Bereits sieben Monate später, am 10. Oktober 2017, fällt das deutsche Bundesverfassungsgericht ein progressives Urteil, demzufolge bei der Geschlechtszugehörigkeit eines Menschen das »eigene Identitätsempfinden« eine Rolle spiele und »von sozialen und psychischen Faktoren mitbestimmt wird« und nicht an externe Begutachtungsprozesse gebunden sein sollte.⁷ Das Urteil führte zu einer Veränderung im Personenstandsgesetz (PStG). Seit dem 18. Dezember 2018 enthält das PStG mit dem Paragraphen 45 b die Möglichkeit, eine Änderung des Geschlechtseintrags im Geburtenregister vorzunehmen: Neben dem Löschen des Eintrags (x) sind die Optionen weiblich (w), männlich (m) und divers (d) vorgesehen. Trans, inter* und nicht-binäre Aktivist_innen kritisieren jedoch, dass eine solche Änderung eine ärztliche Bescheinigung voraussetzt, die eine »Variante der Geschlechtsentwicklung« bestätigt; das Gesetz bleibe somit hinter dem Urteil des Bundesverfassungsgerichtes zurück.⁸ Das PStG ermöglicht somit noch immer keine geschlechtliche Selbstbestimmung.

7 Siehe hierzu die Beschlüsse 1 BvR 2019/16 <16> und 1 BvR 2019/16 <9> sowie Antke Engel (2019).

8 Im Kapitel 7, »Wege in eine sorgende Zukunft – Trans_formation durch Care«, und im Schlusskapitel 8, »Für_Sorge trans_formieren! Fazit und Ausblick«, werde ich ausführlicher auf die aktuellen Entwicklungen rund um die Dritte und Vierte Option und darauf eingehen, wie sie sich auf trans und nicht-binäre Care auswirken.

5.2 »Wir denken miteinander auf Umwegen.« Trans_formative Sorgearbeit am Küchentisch

Während meines dreimonatigen Gastaufenthalts am Zentrum Gender Studies in Basel fragte ich Sasha, eine_n nicht-binäre_n Schweizer Aktivist_in für ein Interview an. Wie wichtig Sasha die kollektive Dimension von Care ist, zeigte mir bereits seine_ihre Antwort. Sasha sagte, er_sie möchte das Interview mit einer befreundeten nicht-binären Person, Jovin, zusammen machen, denn die eigene trans/queere Sorgearbeit sei unmittelbar mit der Freund_innenschaft zu Jovin verbunden. Sasha und Jovin kommen im März 2018 zu mir, in meine Wohngemeinschaft. Wir nehmen das Interview beim Frühstück in der Küche auf.

Für Sasha und Jovin war ihre Freund_innenschaft eine ganz zentrale Unterstützung beim inneren und äußeren Coming-out als nicht-binär trans. Sasha erzählt: »Unsere Freund_innenschaft ist enger geworden. Uns haben ähnliche Fragen umgetrieben, Auseinandersetzungen mit Geschlecht und Geschlechtsidentität. Wir haben viele Abende zusammen verbracht, am Wochenende, Jovin nennt sie Küchenabende. Sie stehen dafür, die ganze Nacht lang in der Küche zu sitzen, zu rauchen und geistig Dinge zu sezieren. Diese Freund_innenschaft – für mich hat sie fest ihren Anfang in dieser Zeit genommen, wo wir gemeinsam, und doch jede Person für sich, exploriert haben, was unsere Geschlechtsidentität anbelangt, das immer zusammen ausdiskutiert haben.« In »klassischen trans Selbsthilfegruppen« hätten sie oft Angst gehabt, etwas zu sagen. Die Küchenabende seien ein Raum gewesen, um gemeinsam zu lernen. Das Miteinander-Sprechen sei essenziell gewesen: gemeinsam denken mit dem Ziel, woanders hinzukommen. Es sei um das Denken auf Umwegen gegangen. »Weil wir durch das Sprechen miteinander denken«, erklärt Sasha. Während des Interviews sagen Sasha und Jovin immer wieder etwas zueinander, ich höre zu und verstehe vieles inhaltlich nicht. Die Küchenabende, so betonen sie nostalgisch, seien ein maximal intimer Moment gewesen. Vor allem hätten sie über »die Geschlechterfrage« diskutiert, sich »unterstützt, gefestigt und versichert«. Für Jovin war dabei die Arbeit mit den eigenen Emotionen besonders wichtig: sie wahrzunehmen, einzuordnen und zu kommunizieren. Am Küchentisch diskutierten sie ihre unterschiedliche geschlechtliche Zuweisung und Sozialisation und ihren jeweils erlernten Umgang mit Emotionen. Gefühle zu zeigen, das habe Jovin im Austausch mit Sasha gelernt; in der Kindheit und Jugend als männlich zugewiesene Person sei dies kaum möglich gewesen.

Sasha erklärt mir, dass er_sie Unterstützung innerhalb trans und nicht-binärer Räume nutze »wie eine kuschelige Jacke gegen das raue heteronormative Wetter. Zum Beispiel war ich letzte Woche an Ostern bei der Familie, und da wurden ständig heteronormative Aussagen gemacht: ›Alle Frauen schminken sich, denn sie müssen ja den Männern gefallen.« Sasha fühlte sich allein: »Ich bin in einer großen Gruppe – aber eigentlich bin ich ein einzelnes Tälchen am Rande der Bergkette. Alle anderen teilen etwas Gemeinsames, das ich nicht mit ihnen teile, und es wird ständig markiert.« Als nicht-binäre Person fühlt sich Sasha oft nicht ernst genommen – vor allem wegen der Behauptung, »nicht-binär zu sein, sei nur ein Trend«. Sasha erklärt: »Ich merke manchmal, dass ich mich schäme, mich als non-binary zu outen, weil ich denke: ›Das ist so peinlich.« Aber eigentlich beschreibt es mich am besten: das, was ich erlebe, und das, was ich ablehne.« In trans Räumen würden Personen umso ernster genommen, je mehr Leidensdruck oder körperliche Transitionserfahrungen sie hätten. Sasha beschreibt als Eindruck: »dass ich als Pseudo-trans-Person behandelt werde, die sich mit diesem Begriff schmückt. Dann denk ich: Aber ich habe auch Leidensdruck gehabt und habe transitioniert in einer gewissen Form.« In solchen Momenten führe Sasha die eigene Mastektomie an, obwohl er_sie diesen Verweis auf körperliche Transitionserfahrungen normativ finde. Auch Jovin suchte lange nach dem eigenen Schmerz, der das Transsein legitimiert, und fühlt sich in trans Räumen oft unwohl. Dort nehme sie_er Hierarchien wahr »im Sinne von: ›Die Person weiß alles genau, weil die Person sich genau definieren, verorten kann und weiß, was als nächstes kommt«.

Jovin spricht die Arbeit an, die nicht-binäre Personen alltäglich verrichteten, die aber oft keine Effekte habe. Es reiche nicht aus, zu sagen, ich bin nicht-binär; es brauche einen didaktischen Aufbau. Im Gegensatz dazu hatten für Jovin »die Küchenabende etwas Unbeschwertes, weil sie diese Hierarchien nicht mitschleppten. – Was nicht heißt, dass es [zwischen uns] keine Hierarchien gibt, die konnten wir aber schnell ausmachen und in einen gesellschaftlichen Kontext einordnen. Das war ein privater, aber megapowernder Austausch – und ein Experimentierraum –, der in klassischen trans Selbsthilfegruppen niemals hätte stattfinden können: weil ich mich niemals getraut hätte, all die Sachen, die ich mittlerweile revidiert habe, auszusprechen. Alle Gedanken, die ich zu 95 Prozent revidiert habe – wenn ich die nie hätte aussprechen können, hätte ich nie die Gedanken gefunden, mit denen ich mich jetzt wohlfühle«. Auch Sasha denkt nun an all das, was sie einst zueinander sagten, daran, wie sie experimentierten. Er_sie wendet

sich an Jovin: »Da würde ich vieles revidieren, und trotzdem – da bin ich mit dir einverstanden – hat es mir viel gebracht, vielleicht diesen Umweg, den ich jetzt revidiere, erfahren zu haben.«⁹

Sasha und Jovin wählen keine trans Gruppe, sondern den Küchentisch für ihre gemeinsame Exploration von Geschlecht. Queere/feministische Theoretiker_innen und Aktivist_innen beschäftigen sich viel mit dem Ort der Küche und des Küchentisches. Die Küche ist ein Ort, an dem Sorgearbeit geleistet wird, er verweist auf unbezahlte oder unterbezahlte Sorgearbeit, die vor allem von FLT-Personen¹⁰ geleistet wird. Unter dem Titel »Aufstand aus der Küche« gab das Herausgeber_innenkollektiv *Kitchen Politics* 2012 Essays der feministisch-marxistischen Theoretikerin und Aktivistin Silvia Federici heraus. Federici formuliert eine Kritik an der Abwertung von Reproduktionsarbeit im Kapitalismus und plädiert für deren Politisierung und Kollektivierung (Federici 2012).¹¹ Das Kollektiv *Kitchen Politics* »plant den Aufstand aus der Küche, dem Schlafzimmer, dem Straßenstrich, der Fabrik, der Agentur, der Bürozeile, dem Bibliotheksplatz« (ebd.: 4). Sarah Ahmed beschreibt in ihrem Essay »Feminist Killjoys« ihre Erfahrung als Feministin am (heteronormativen) Familientisch: Sie stört den Familienfrieden (Ahmed 2010). Ahmed schreibt:

»We begin with a table. Around this table, the family gathers, having polite conversations, where only certain things can be brought up. Someone says something you consider problematic. You are becoming tense; it is becoming tense. How hard to tell the difference between what is you and what is it! [...] In speaking up or speaking out, you upset the situation. That you have described what was said by another as a problem means you have created a problem. You become the problem you create.« (Ebd.: 1)

Ahmed weist auch auf die Bedeutung feministischer Zusammenkünfte an Küchentischen hin. Kollektive bestünden aus heterogenen Tischversammlungen (Ahmed 2017: 6). Die Tischrunde steht in Ahmeds Analyse zum einen für heteronormative familiäre Zwangsgemeinschaften, zum anderen ist sie eine Metapher für feministische Gemeinschaftsbildung und für die Bedeutung von Affekten für gesellschaftliche Veränderung.

9 Das Interview führte ich im März 2018.

10 FLT: FrauenLesbenTrans.

11 Silvia Federici war Gründungsmitglied des *International Feminist Collective*, das die Kampagne »Lohn für Hausarbeit« initiierte.

Auch für Sasha und Jovin ist der Küchentisch ein Ort der Sorgearbeit. Hier geht es jedoch nicht um klassische Hausarbeit, sondern um queere/trans emotionale Arbeit und die Praktik des gemeinsamen Denkens. Die Sorgearbeit, die Sasha und Jovin füreinander am Küchentisch leisten, ist eine Arbeit an Gefühlen und für das eigene Wohlergehen. Sie schaffen sich einen eigenen Denkraum für neue Sagbarkeiten und das Ausprobieren von Gesagtem. Sasha und Jovin stellen ihre Küchenabende als Raum der Intimität und des gemeinsamen Denkens aktivistischen queer/feministischen und trans Räumen mit ihren Regeln und Hierarchien gegenüber. Am Küchentisch geben sie sich gegenseitig Sicherheit und Anerkennung. Sie institutionalisieren den Ort des Küchentisches für ihre Sorgearbeit, die gemeinsamen Abende haben einen Namen, einen Ort und ein Thema. Auf diese Weise nehmen Sasha und Jovin ihre nicht-binäre Sorgearbeit ernst und machen sie sichtbar.

Sasha und Jovin queeren den Küchentisch, indem sie ihn zum Ort geschlechtlicher Exploration, der Auseinandersetzung mit ihren geschlechtlichen Verortungen und mit Hetero- und Transnormativität machen. Die emotionale Arbeit, die sie füreinander leisten, scheint ausgeglichen. Für sie ist Care eine Praktik des Miteinander-Denkens, wobei Umwege eine wichtige Bedeutung haben. Interessant ist, dass das gemeinsame Denken über Geschlecht in der Erzählung nicht am Schreibtisch stattfindet oder in den Gender-Studies-Seminaren, die Sasha besucht, sondern in den gemeinsamen Nächten am Küchentisch. Den Küchentisch interpretiere ich als einen Ort, der nicht auf den Tisch beschränkt ist, sondern als Kreuzungspunkt verschiedener Räume.

Über das gemeinsame Miteinander-Sprechen und -Denken erschaffen Sasha und Jovin eine andere geschlechtliche Wirklichkeit. Ihre Sorgearbeit lässt sich als eine kollektive sorgende Theoriearbeit fassen, die unmittelbare Auswirkungen auf die Möglichkeit hat, nicht-binär zu leben. Sie denken gemeinsam über Geschlecht nach, um mehr nicht-binäres Wohlergehen zu finden. Es geht um das konkrete Aussprechen und Ausprobieren von geschlechtlichen Möglichkeiten, um zu schauen, wie diese sich anfühlen, darin spielt auch die Arbeit mit Theorie eine Rolle.

Für Sasha und Jovin ist die gemeinsame Arbeit an den eigenen Gefühlen besonders wichtig, um persönliche Geschlechterfragen zu klären. Sie verfügen nicht über ähnliche biografische geschlechtliche Erfahrungen, Sasha wurde bei der Geburt dem weiblichen Geschlecht zugewiesen, Jovin dem männlichen. Sie besprechen ihre unterschiedliche geschlechtliche Sozialisation und wie die sich auf ihren Umgang mit Emotionen auswirkt; gemeinsam

versuchen sie Zweigeschlechtlichkeit zu dekonstruieren. Die Erlaubnis, sich von der geschlechtlichen Zuweisung zu lösen, wird sozial vermittelt: Ich darf Emotionen zulassen, weil die andere Person es darf. Sasha und Jovin sind durch das gemeinsame Denken verbunden, und doch ist jede Person mit eigenen Prozessen beschäftigt. Sie denken gemeinsam über ihre jeweilige geschlechtliche Sozialisation und Zukunft nach und berühren dabei die Wurzeln der eigenen Existenz. Es wird eine tiefgehende Veränderung spürbar, ein Sich-gegenseitig-Konfrontieren und eine kollektive Arbeit am Selbst.

Sasha und Jovin beschreiben es als schwierig, als nicht-binäre Personen einen Raum für Fürsorge zu finden, da die eigene Geschlechtsidentität nicht anerkannt oder da sie als Modetrend belächelt werde. Aufgrund der Transnormativität, die sie erleben – zum Beispiel die Normen des Leidensdrucks und geschlechtsangleichender Körperveränderungen –, sind trans Räume für sie keine Sorge-Räume. Stattdessen organisieren sie Care in einem kleineren Rahmen, am Küchentisch, und heben die Bedeutung von Freund_innenschaft zwischen trans Personen hervor, insbesondere bei der Bearbeitung verinnerlichter Feindlichkeit gegen nicht-binäre Personen.

Sasha und Jovin verstehen Unterstützung nicht als eine Wegbegleitung auf einem klar definierten Pfad – vielmehr ist die Richtung offen, und ein Umweg kann zum Ziel werden. Sie treffen sich an einem Punkt, an dem sie mit ähnlichen Fragen konfrontiert sind, und ziehen sich gemeinsam an den Küchentisch zurück, wo sie einen Raum für geschlechtliche Selbstfindung schaffen.

In ihren Erzählungen wird die Verwobenheit von Denken und Körper greifbar: Sasha und Jovin denken über ihre eigenen Körper und Identitäten nach. Kennzeichnend für ihre Care-Praxis ist, dass sie sich im Zuge ihrer gemeinsamen Entwicklung von Ideen, Identitäten und Körpern so eng miteinander verbinden: Die Grenze zwischen ihren Körpern scheint fast zu verschwinden, ihre Identitäten verweben sich. Dies lässt sich als sorgende nicht-binäre Kollektivität bezeichnen, die im gemeinsamen Explorieren, Durchsprechen, Ausprobieren Neues möglich macht.

5.3 »Deswegen brauchen wir Selbstsorge: weil die Gesellschaft uns so wenig unterstützt.« Sorgearbeit für nicht-binäres Wohlergehen

Kalle ist Anfang dreißig, hat Psychologie studiert und sich mit dem Wunsch nach Vernetzung auf meinen Interviewaufruf gemeldet. Kalle lebt seit einigen Monaten in Berlin und ist selbstständig in der Bildungsarbeit; ich kenne whys¹² Workshops bereits, da ich zwei besuchte. Das Interview führen wir bei mir zuhause und frühstücken dabei. Kalle spricht mit Bedacht und achtsam, mir kommen meine Gedanken im Kontrast ungeordnet vor. Kalle erzählt: »Ich bin Teil von einem Workshop-Kollektiv, in dem wir uns mit Gefühlen und Kommunikation beschäftigen.«

Kalle hat durch das Coming-out als nicht-binär gemerkt, dass why intensiver für sich selbst sorgen muss, um zurechtzukommen. Kalle führt dies auf spezifische Herausforderungen zurück, die why als nicht-binäre Person erlebt: Beziehungen veränderten sich mit dem Coming-out, und Kalle erlebte Konflikte mit der Herkunftsfamilie. Belastend sei auch der »Umgang mit Behörden, mit Ärzt_innen, wenn Wünsche da sind wie dieser: Ich möchte Hormone nehmen. Der Weg dorthin ist anstrengend.« Schwierig sei: »unsichtbar sein, nicht ernst genommen werden, speziell als nicht-binäre oder nicht-binäre trans Person, weil das für viele Leute kein Begriff ist.« Die Spanne spezifiziert Kalle so: »gar nicht wahr- oder ernst genommen werden bis hin zu ›Das ist was Komisches oder Merkwürdiges‹«. Die persönlich größte Belastung ist der Verlust an Zugehörigkeit. In Räumen, in denen sich Kalle früher wohlfühlte, fühlt why sich heute unwohl, beispielsweise wenn es keine nicht-binäre Anrede gibt.

Dafür, mit diesen Herausforderungen umzugehen, spielt Selbstsorge für Kalle eine wichtige Rolle. Unter Selbstsorge versteht why, »sich ernst zu nehmen: Was sind meine Bedürfnisse, was sind meine Grenzen?« Hierbei sei ein wichtiger Schritt, diese zu kommunizieren, in nahen und entfernteren Beziehungen. Am wichtigsten sei die Frage: »Wie komm ich mit mir selbst in Kontakt, wie nehme ich wahr, was ich brauche? Wann nehme ich wahr, dass ich erschöpft bin und zu viel gegeben habe?« Dies ist auch eines der Hauptthemen in Kalles Workshops: gemeinsam an der eigenen Wahrnehmung für sich selbst arbeiten.

12 Why ist Kalles Pronomen, eine kreative Neuschöpfung von Kalle.

Kalle wendet sich an mich: »Was bedeutet Selbstsorge für dich?« – »Da muss ich überlegen. Großartig, dass du die Frage mal an mich stellst! Ich kann mit der Idee etwas anfangen, rauszufinden, wie es mir geht, was nicht immer einfach ist; und Sachen zu machen, die Spaß machen.« Nachdem Kalle mich mit dieser Frage ein wenig überrumpelt hat, unterhalten wir uns über unser geteiltes Bedürfnis nach mehr Spaß. Kalle erklärt: »Ich denke an Leichtigkeit, wenn du Spaß sagst. Ich habe neulich wieder verschiedene Selbstempathie-Prozesse durchlaufen und gemerkt, dass mein Bedürfnis nach Leichtigkeit gerade nicht erfüllt ist.« Kalle bietet mir an: »Ich könnte mein Tagebuch holen; wenn du willst, kann ich dir Sachen vorlesen.« – »Gerne.« Kalle verschwindet kurz und kommt mit dem Tagebuch zurück: »Ich habe jeden Tag etwas geschrieben, Leichtigkeit ist ein Thema, das mich beschäftigt hat. Als Strategien habe ich aufgeschrieben: bouldern gehen; körperliche Bewegungen: ausschütteln, rumhampeln, rumhopsen; singen – ist egal, ob es schief ist; Klavier spielen.« Zudem experimentierte Kalle mit Musik in Hinblick auf ihren Einfluss auf die eigene Stimmung und beobachtete Tiere im Park.

Wir unterhalten uns darüber, dass uns einige Hobbys aus unserer Jugend nicht mehr zugänglich sind aufgrund von Heteronormativität. Kalle erzählt, dass *why* einige Jahre Standardtanzkurse besuchte: »Ich komm vom Land, da war das so – alle machen das.« Diese Räume seien von heteronormativer Zweigeschlechtlichkeit geprägt gewesen. Als Kalle später in Belfast lebte, lernte *why* irische Tänze: »Ich habe mich einfach in die Männerrolle begeben. [...] Ich habe viele Komplimente bekommen. Einmal hat eine Person gesagt, ich sähe aus wie Leonardo DiCaprio. Das war mein Highlight.« Wir lachen gemeinsam – wir sind wohl die *Titanic*-Generation, denke ich später. Vor etwa einem Jahr habe *why* mit einer gleichaltrigen Freundin sogar wieder Lego gespielt: »Das war großartig. Wir haben ein Schiff gebaut, und irgendwann waren wir dann im Weltall. Da sind spannende Dinge passiert. Das war wie ein guter Urlaub, weil mensch in eine andere Welt eintaucht, sich Dinge ausdenkt: Dann kommen komische Monster, vielleicht gibt es ein Happy End. Das war schön.« Für Kalle haben solche Praktiken mit radikaler Bedürfnisorientierung zu tun: »Wie kann ich mein Leben mehr meinen Bedürfnissen entsprechend gestalten – was eher eine lustvolle Perspektive auf Self-Care ist?« Kalle strebt an: »dass ich ein Gleichgewicht habe zwischen Dingen, die mir Energie nehmen, und denen, die mir Energie geben.«

Kalle argumentiert, dass es gerade als nicht-binäre Person wichtig sei, Selbstsorge zu praktizieren, um sich wohlfühlen: »Gerade Personen, die

von Diskriminierung betroffen sind, bekommen vermittelt, dass sie weniger wert sind oder nicht liebenswert. Deswegen brauchen wir Selbstsorge: weil die Gesellschaft uns so wenig unterstützt und [uns wenig] wohlwollend begegnet. Deswegen ist es wichtig, dass marginalisierte Personen sich selbst wohlwollend begegnen.«

Kalle geht es neben Selbstsorge auch um das Thema Community-Care. Why erklärt dazu: »Care findet die ganze Zeit statt, ist ungerecht verteilt und unsichtbar für viele Leute. Dafür will ich Bewusstsein schaffen. Die Ungleichbewertung zwischen produktiver und reproduktiver Arbeit aufzuheben, ist enorm wichtig, wenn wir eine andere Gesellschaft haben wollen.« Es gelte, aufmerksam zu sein dafür, welche Tätigkeiten notwendig sind, um ein Miteinander zu ermöglichen, und dafür, von wem diese Arbeit geleistet wird. Für Kalle fällt unter Community-Care konkrete Sorgearbeit wie Pflege oder Kindererziehung, die Klärung von Konflikten sowie emotionale Arbeit. Kalle bedauert, dass es an dem Thema bisher eher wenig Interesse gebe. Why hofft: »Wenn Self-Care erst mal etabliert ist, kommen wir vielleicht an den Punkt, dass wir sagen, Community-Care ist auch wichtig.« Als Grund für das mangelnde Interesse führt Kalle an, dass Selbstsorge, bei der das Individuum im Vordergrund stehe und nicht die Frage, wie wir in Gemeinschaften Unterstützung organisieren können, besser zu neoliberalen Diskursen passe. Zudem nähmen viele Menschen nicht wahr, dass sie in Communitys lebten. Kalle selbst sieht sich als Teil verschiedener Communitys. Zum Zeitpunkt des Interviews wohnt why in einer funktionalen Wohngemeinschaft; auf meine Frage, ob dies eine Community sei, antwortet Kalle: »Das wäre eine kleine Gemeinschaft, wir sind zu viert. Das nehme ich als verbindlichen Zusammenhang wahr. Für mich ist Community größer, schließt mehr Menschen mit ein. Ich habe da so was im Kopf wie Hausprojekte oder Politgruppen.« Kalle fühle sich zugehörig zu einer queer/feministischen und trans Community. Die Workshops, die why anbietet, sieht why auch »als Unterstützung oder Angebot für Menschen aus diesen Communitys, um den Themen mehr Raum zu geben«.

Ich frage nach, welche Rolle virtuelle Räume für Kalle spielen. Kalle bezeichnet sich als nicht internetaffine Person. Why falle es schwer, Care und Internet zusammenzubringen, da »Care und Unterstützung, füreinander da sein, präsent sein so was Warmes« sei, »und das Internet kann das nicht transportieren«. »Dass Menschen sich persönlich begegnen oder vielleicht telefonieren, wo eine Stimme dabei ist«, das sei wichtig für Kalle, das Internet sei für why weit weg. Care sei für why »total offline« – es sei denn,

es gehe tatsächlich nur online. Allerdings sei das Internet durchaus »ein Informationsort und Ort, wo Erstkontakt oder Orga stattfinden«: »Hier sind die Anlaufstellen, Veranstaltungen, diese und jene Gruppen gibt es«. Kalle resümiert: »Aber Care kann ich mir da nicht vorstellen.«

Freund_innenschaften, so hebt Kalle hervor, dürften keine Bedingung für Community-Care sein: »Es gibt Menschen, denen fällt es schwer, sich in Freund_innenschaften reinzubeegeben. Eine Freund_innenschaft sollte keine Voraussetzung sein, um Unterstützung zu bekommen.« Kalle kennt zudem das Gefühl, bereits viele freundschaftliche Beziehungen zu haben – und wenig Raum für neue: »Alles andere würde meine Kapazitäten sprengen, auf wie viele Menschen ich mich einlassen kann und wie viele Beziehungen ich pflegen kann.« Für Kalle hängen Community-Care und Selbstsorge eng zusammen: »Für mich kann Community-Care nur funktionieren, wenn ich Self-Care betreiben kann. Wenn ich meine Bedürfnisse nicht kennenlernen kann, wenn ich nicht in mich hinein spüren kann, dann wird Community-Care scheitern.« Für Kalle steht fest: »Ich kann nur dann für andere da sein, wenn ich auch für mich da sein und meine eigenen Grenzen spüren kann.« Community-Care ohne Selbstsorge birgt für Kalle die Gefahr, ins Burn-out zu driften und sich zu erschöpfen. Wichtig sei, zu erkennen und sich einzugestehen: »Ich kann nur soundsoviel geben – wenn ich gerade Energie habe, Kapazitäten habe.«

In den trans Räumen, in denen Kalle sich bewegte, fand why es schwierig, »die Stimmung auszuhalten«. Why habe sie nicht als »warme oder offene Räume, sondern angstbesetzt« erlebt. Zudem gebe es die unrealistische Erwartung, dort geschehe keine Diskriminierung; passiere dies doch, würde es sehr hart beurteilt. Kalle spricht von einer »Atmosphäre der Anspannung«. Dabei bestehe »einerseits der Wunsch, jetzt soll alles locker, leicht sein, und wir sollen alle schnell miteinander ›connecten‹; andererseits: wir kennen uns alle nicht, teilen gerade mal eine Positionierung«. Kalle glaubt, dass in trans Räumen »viel Schmerz drinnen steckt, der aus der Gesellschaft kommt, weil wir die ganze Zeit Cissexismus erfahren«.

Gleichzeitig sind für Kalle Räume, in denen geschlechtliche Vielfalt gelebt wird, wichtig, Räume, in denen »achtsam mit Pronomen umgegangen wird und geguckt wird: ›Wie heißt du heute und welches Pronomen möchtest du heute verwenden?‹ [...] Wo ich nicht den Druck habe, mich auf eine bestimmte Art und Weise zu kleiden, zu verhalten oder ein bestimmtes Geschlecht zu performen, um nicht hinterfragt zu werden in meiner Geschlechtsidentität.« Zum Thema Pronomen in Workshops und bei Treffen

führt Kalle aus: »Wir erklären am Anfang von jedem Workshop, warum wir eine Namens- und Pronomenrunde machen, wo das herkommt und warum es gut ist, ein Pronomen zu sagen. Wenn während des Workshops falsche Pronomen verwendet werden, dann ist es mir wichtig, das zu thematisieren.«

Für die Zukunft wünscht sich Kalle, mit anderen nicht-binären Personen über kollektive Care in Austausch zu kommen. Gerade in Berlin, wo so viele von ihnen lebten, könnten sie einen solchen Austauschprozess intensivieren: »Was ist für uns Community? [...] Darüber zu sprechen, warum uns das wichtig ist: Warum möchten wir das haben?« Kalle wünscht sich in aktivistischen Räumen mehr Beschäftigung mit Fragen wie diesen: »Wie wollen wir miteinander umgehen? Was brauchen wir voneinander, damit wir uns miteinander wohlfühlen?« Kalle selbst möchte zudem weiterhin Bildungsangebote zu Radical Softness umsetzen; hierbei gehe es darum, Verletzlichkeit_en anzuerkennen.¹³ Nach dem Interview sitzen wir noch ein bisschen zusammen, bis Kalle feststellt, dass whys Energie sich dem Ende zuneigt. Kalle verabschiedet sich herzlich. Nach dem Interview werden wir in Kontakt bleiben.¹⁴

Selbstsorge wurde für Kalle mit dem eigenen Coming-out wesentlich im Leben. Why benennt spezifische Belastungen, mit denen nicht-binäre Personen konfrontiert sind. Mit einer Belastung zu leben, kann bedeuten, eine Last mit sich herumzutragen – was im Gegensatz zur Leichtigkeit steht, die sich Kalle wünscht. Belastung kann als Anforderung gefasst werden und als Stress. Was macht man mit einer Belastung? Man kann sie aushalten, sie verkraften, sich ihr direkt aussetzen oder versuchen, sie loszuwerden. Der Begriff Belastung spricht die psychische und die körperliche Ebene an. Deutlich wird im Interview, dass Kalle nach dem Coming-out als nicht-binär in einer binären Gesellschaft einen erhöhten Bedarf an Selbstsorge hat. Selbstsorge bedeutet für Kalle, mit sich selbst in Kontakt zu sein, Grenzen zu setzen und eigene Bedürfnisse ernst zu nehmen. Auffallend ist, dass why dabei immer auch den

13 Auf seiner Homepage beschreibt das Bildungskollektiv das Workshopthema anhand folgender Fragen: »wie wirkt es sich in deinem alltag oder in beziehungen aus, wenn du eigene verletzlichkei_en mehr annimmst und auch sogenannte unangenehme gefühle zulässt? warum ist softness_sanftheit_weichheit eigentlich radikal? und wie beeinflussen geschlechterrollen und andere gesellschaftliche machtvhältnisse unseren zugang zu dieser?« (Life's a beach 2017)

14 Das Interview führte ich im Januar 2018.

Punkt der Kommunikation von Bedürfnissen nennt; damit stellt why die relationale Dimension von Selbstsorge ins Zentrum.

Für mich ist mein Tagebuch etwas Privates, das niemand außer mir in die Hände kriegen soll. Kalle hingegen las mir eine Passage zu Selbstsorgestrategien aus dem eigenen Tagebuch vor. Kalle hatte »Selbtempathie-Prozesse« durchlaufen, wie why sagt; das klingt nach einem recht strukturierten Prozess, das Tagebuch dient als dessen Dokumentation. Mir etwas aus dem eigenen Tagebuch anzuvertrauen, um mir Werkzeuge an die Hand zu geben für mehr Leichtigkeit, ist ein Akt der Care und der Intimität, Kalle gibt Selbstsorgewissen weiter. Gewissermaßen nimmt das Interview dadurch die Form einer gegenseitigen Beratung an.¹⁵

Kalle spricht von persönlichen »Strategien« für mehr Leichtigkeit. Was bedeutet es, von Strategien zu sprechen? Der *Duden* definiert Strategie als »genaue[n] Plan des eigenen Vorgehens, der dazu dient, ein militärisches, politisches, psychologisches, wirtschaftliches o. ä. Ziel zu erreichen, und in dem man diejenigen Faktoren, die in die eigene Aktion hineinspielen könnten, von vornherein einzukalkulieren versucht«. Kalle leistet Arbeit am Selbst, das Ziel ist mehr Leichtigkeit, und why schafft Wissen, um dieses Ziel zu erreichen. Warum macht why das? – Wahrscheinlich aus einer Notlage heraus, wegen einer gedrückten Stimmung, und weil es eine Möglichkeit ist, sich selbst zu helfen. Kalle erarbeitet und erprobt diese Strategien aber auch, um sie in Workshops weiterzugeben; aus privaten Strategien wird öffentliches Wissen.

Ersichtlich wird im Interview mit Kalle, dass eine heteronormative Gesellschaft Selbstsorge für gender-nicht-konforme Menschen erschwert, da viele Hobbys von Heteronormativität und Zweigeschlechtlichkeit geprägt sind. Alte Hobbys müssen unter Umständen aufgegeben werden. Kalle hat jedoch einen Weg gefunden, beim Tanzen – einem alten Hobby – mit Gender zu spielen und Gender-Nichtkonformität auszuleben. Auch spielen ist für Kalle eine Möglichkeit, in eine andere Welt einzutauchen. Spielen steht im Gegensatz zu Leistung. Es geht darum, Zeit mit Tätigkeiten zu verbringen, die nicht auf Ziele bezogen sind und die es erlauben, eine andere Welt zu imaginieren. In Kalles Erzählung sind Selbstsorge und Fantasie eng miteinander verknüpft. Auch Judith Butler setzte sich mit den Potenzialen von Zukunftsentwürfen

15 Zur Praxis der Sorgenden Ethnographie und zu Forschung als gegenseitiger Beratung siehe das Kapitel 2, »Sorgende Ethnographie und Geschlechtliche Zusammenarbeit«.

auseinander und betont: »Possibility is not a luxury; it is as crucial as bread« (Butler 2004: 60). Zur Rolle der Fantasie schreibt Butler:

»[F]antasy is part of the articulation of the possible; it moves us beyond what is merely actual and present into a realm of possibility, the not yet actualized or the not actualizable ... The critical promise of fantasy, when and where it exists, is to challenge the contingent limits of what will and will not be called reality. Fantasy is what allows us to imagine ourselves and others otherwise; it establishes the possible in excess of the real; it points elsewhere, and when it is embodied, it brings the elsewhere home.« (Ebd.: 28f.)

Fantasie erlaubt, sich selbst anders in der Welt vorzustellen und andere Welten zu erschaffen. Im Interview mit Kalle sticht mir die Diskrepanz zwischen dem artikulierten Bedürfnis nach Spaß und der Beschreibung von Szeneräumen als angespannt ins Auge. Kalle versucht, aus diesem Erleben heraus Räume aufzubauen, die geschlechtliche Selbstbestimmung ermöglichen, ohne in dieser Weise angespannt oder angstbesetzt zu sein.

Kalles Workshops, die ich besuchte, beschäftigen sich mit Radical Softness. In der Workshopbeschreibung fragt das Kollektiv: »Warum ist softness_sanftheit_weichheit eigentlich radikal?« Ich frage mich: Wie lassen sich Radikalität und Verletzlichkeit zusammenbringen? Radikal sein wird oft mit Härte verbunden, damit, sich hart zu machen und eine Schutzmauer um sich aufzubauen. Radikal sein bedeutet auch, an die Wurzel zu gehen und Dinge grundlegend infrage zu stellen. Soft sein: sich verletzbar zeigen, weich bleiben, sich durchlässig zeigen, offen sein für Emotionen, Emotionen zulassen. Verletzlichkeit spricht für mich die körperliche Ebene an: verwundbar sein und Wunden zeigen. Es verknüpft die emotionale Ebene mit Verbindung und Kontakt. Radikal verletzbar sein bedeutet: die Wurzeln der Wunden und Verletzungen aufzuspüren, sich radikal in der eigenen Verletzbarkeit zu zeigen, im Wissen darum, dass wir alle verletzbar sind. Der Ausdruck Radical Softness, radikale Verletzlichkeit, hat eine geschlechtliche Dimension: Während radikal eher mit cis-männlichen Aktivisten in Verbindung gebracht wird, ist Verletzlichkeit eher weiblich konnotiert. Radikal kann auch mit Freiheit und Dekonstruktion in Verbindung gebracht werden. Softness, Weichheit, wird mit Zärtlichkeit, Sanftheit und Behutsamkeit assoziiert; soft ist Weichheit, ein Sound kann soft klingen. Radikal soft sein kann bedeuten: gesellschaftlichen Problemen auf den Grund zu gehen, ohne dafür Härte zu brauchen – auf eine sanfte Weise. In whys Workshops zu Radical Softness regt Kalle durch die gemeinsame Beschäftigung mit Verletzlichkeit an, sich

über Sorgearbeit und Selbstsorge grundlegend Gedanken zu machen. Kalle macht psychologisches Wissen für einen trans/queeren Kontext produktiv und entwickelt eine lustvolle Perspektive auf Selbstsorge. Für Kalle hat Community etwas mit Imagination zu tun, damit, sich eine Community im Kopf vorzustellen, sich als Community wahrzunehmen. Warum ist das wichtig? – Damit Verantwortung füreinander übernommen wird, damit sich Menschen nicht allein fühlen, damit Verbindungen wahrgenommen werden oder entstehen? Kalle versteht whys Workshops jedenfalls als Unterstützung für queer/feministische Communitys.

Kalle übt sich in einem achtsamen Umgang mit den persönlichen Energie-reserven. Erschöpfung ist in whys Erzählung ein im Körper verortbares und spürbares Zeichen der Belastung und Überlastung. An Erschöpfung, so erklärt Kalle, zeige sich, dass man zu viel gegeben habe. Diesem Bild zufolge hat man Energie und gibt sie nach außen. Wie wird Energie abgegeben? Wird sie bewusst auf eine andere Person übertragen, oder geht sie in einer cis-normativen Umwelt als Reibungsverlust verloren oder in diese über? Kalle stellt Energie als eine persönliche Ressource dar. Demnach hat man einen bestimmten Vorrat an Energie auf Lager, wird zu viel abgegeben, erschöpft sich der Vorrat. Kalle entwickelt Techniken dazu und gibt diese weiter, wie Leute ihre Energielager wieder vollladen können. Kann Energie hier als Fähigkeit einer Person, Sorgearbeit zu verrichten, verstanden werden? Energie zeigt an: Ich habe die Ressourcen, diese Arbeit, Care, zu verrichten; ist der Energievorrat leer, brauche ich Ruhe und muss meine Akkus aufladen. Kalle betont, dass Fürsorge für andere eine selbstsorgliche Arbeit an der eigenen Haltung voraussetze. Interessant ist die Verbindung zwischen außen und innen: Die Haltung, von der Kalle spricht, wird im Inneren entwickelt, sie zeigt sich körperlich, und sie wird nach außen getragen. Kalle fasst Selbstsorge als Voraussetzung für Fürsorge; somit steht nicht-binäre Care, wie why sie denkt und umsetzt, einer neoliberalen Konzeption von Selbstsorge als Selbstoptimierung entgegen.

5.4 Begleitender Austausch, Transitionszuarbeit und Trans-Sibling-Care als Geschlechterarbeit

Noa holt mich am Bahnhof einer westdeutschen Universitätsstadt ab. Ich werde Noa heute interviewen und bin übers Wochenende in Noas WG untergebracht. Ich habe Noa vor einigen Monaten bei einem bundesweiten

trans Vernetzungstreffen kennengelernt und für ein Interview angefragt. Noa arbeitet in einer trans Beratungsstelle und ist im nicht-binären Aktivismus aktiv. Zuhause angekommen macht Noa uns einen Kaffee. Wir setzen uns auf die Wohnzimmercouch und legen direkt los, da xier¹⁶ in zwei Stunden an einer Telefonkonferenz teilnehmen will. Noa beschäftigt sich seit Jahren mit queerer Sorgearbeit, theoretisch und praktisch. Xier berichtet: »Ich habe viel Unterstützungsarbeit in meinem Freund_innenkreis gemacht. Seit sieben Jahren sind immer wieder Leute transitioniert, oft traditionell: Coming-out, Therapie, Hormone, Personenstandsänderung und OPs. Ich habe Leute dabei begleitet: Partner_innen, Mitbewohner_innen, Freund_innen und Co-Aktivist_innen, oft mehrere gleichzeitig. Da habe ich die Möglichkeiten, Unmöglichkeiten und Herausforderungen mitbekommen.«

Xiers Erfahrungen des trans Carings erläutert Noa anhand zweier Beispiele. Bei der einen Care-Erfahrung »war ich beobachtende Person, die viel zugehört hat. Ich erinnere mich an Tee trinken auf der Couch und glaub nicht, dass ich viel gesagt hab oder Tipps gegeben habe«. Transsein war damals in der Beziehung selten Thema. Noa betont: »Da war Connection, In-Beziehung-Sein während dieses Prozesses. [...] Es war keine Einbahnstraße –>oh, mir geht es gut, und ich unterstütze die Person, der es schlecht geht«. Ich war mit eigenen Prozessen beschäftigt und habe mich mit Geschlechtlichkeit auseinandergesetzt; nicht auf der Ich-bin-trans-Ebene, sondern: »Warum ist Geschlecht überhaupt eine Kategorie?« Ich bin mir bewusst geworden, wie mich das einschränkt. [...] Das war begleitender Austausch in beide Richtungen.«

Die andere Care-Erfahrung beschreibt Noa als Zuarbeit zu einer Transition: »Das war ein intensiver Prozess: Coming-out, da war ich nah, und bei der Namensfindung, erster Termin, erste Informationsveranstaltung zu Trans.« Noa erzählt, dass xiers damaliger Partner bereits im Alter von 13 Jahren zum Arzt gegangen sei und sich dort Unterstützung erhofft habe; ihm sei damals gesagt worden, er könne keine Geschlechtsangleichung machen. »Doch, das geht ja wohl!«, habe Noa zu xiers Partner gesagt und ihn mehr als zwei Jahre bis zum ersten Testo-Shot¹⁷ unterstützend begleitet. Diese Care-Erfahrung empfand Noa als einseitig: »Als klar war, ich bin auch trans, hat er versucht, mich in eine trans Männerrolle zu drängen. Das war aber

16 Xier ist das Pronomen von Noa.

17 Testo-Shot: Testosteron Injektion.

nicht ich. Ich habe von ihm keine Unterstützung bekommen.« Noa hatte das Gefühl, »Zuarbeitx für seine Transition« zu sein. Wenn xier selbst in einer Krise gewesen sei, habe er vorgeschlagen: »Warum nimmst du keine Hormone?« Noa beschreibt diese Erfahrung als eine »Nichtunterstützung«, die mit viel Schmerz verbunden gewesen sei.

Aufgrund dieser herausfordernden Care-Erfahrung entstand bei Noa der Wunsch, Sorgearbeit kollektiver zu gestalten – »damit es keine Alleingänge sind, wo Leute zuhause zusammenbrechen, wegen Gewalterfahrungen mit Psychiatern, Therapeutinnen, im Krankenhaus oder im Genderteam«. Noa entwickelte die Idee der Trans-Siblinghood: »im Sinne der Vergeschwisterung mit einer Erfahrung, in dem Bewusstsein, dass Geschwister dieselbe Erfahrung machen und trotzdem ein unterschiedliches Erleben davon haben. [...] Die meisten trans Leute, die Support suchen in Institutionen, erfahren Stigmatisierung; aber die Erfahrung und das Erleben sind unterschiedlich.« Noa versteht sich »als Sibling aller trans Personen – aus dem ganzen Spektrum«. Trans ist für xier ein erfahrungsbasierter Begriff und keine Identitätskategorie. Laut Noa gibt es geteilte trans Erfahrungen, zum Beispiel Pathologisierung, Gatekeeping, Selbsthass und Unsichtbarkeit; die Wege binärer und nicht-binärer trans Personen trennten sich, wenn es um Fragen der Transition gehe. Das Konzept Trans-Siblinghood ist für Noa von Nichtauserwähltheit geprägt; sein Potenzial liege in der Entscheidung für gegenseitige Verantwortung und darin, dass es über Freund_innenschaften und Liebesbeziehungen hinausweise.

Xier erinnert sich an den Moment, in dem xier zum ersten Mal eine Person traf, die nicht-binäre Pronomen für sich verwendete: »Das war der Raumöffner für mich, um überhaupt zu existieren. Da hat die Unterstützung angefangen, durch die ich existiere: ›So – und das ist mein Pronomen« [...].« Xier resümiert: »Alles, was ich über mich gelernt habe, habe ich von dieser Person gelernt.« Seit dem Coming-out und der Mastektomie sei Noa verstärkt von Diskriminierung betroffen: »Ich irritiere Leute krass. Bei trans Männern ist die Mastek oft das finale Etwas, das noch fehlt, um das tausendprozentige Passing im Alltag zu haben. Für mich war die Mastek der Akt, den ich für mich gebraucht hab und gefeiert hab, der aber im Außen krassen Scheiß produziert, immer wieder.«

Im vergangenen Jahr organisierte Noa ein Wochenende für nicht-binäre Personen: »Die Motivation dahinter war Self-Care. Es war ein egoistisches Unterfangen im positiven Sinne, ich dachte: Ich brauche den Raum, vielleicht gibt es Leute, die brauchen den auch. Es stellte sich raus, fünf Leute

brauchten den Raum auch und hatten Lust, mitzugestalten.« 44 Personen nahmen an dem zweitägigen Camp teil. Für Noa war es ein Raum der Selbstsorge und der Care: »Ich kann mich an wenige Momente in meinem Leben erinnern, in denen es so ruhig war. – Ich sage das, obwohl ich eine von fünf Personen war, die eine zweitägige Veranstaltung organisiert haben für 44 Leute, die sich noch nie gesehen hatten. [...] Trotzdem kann ich sagen, ich war selten so entspannt. Ich glaube, das hat damit zu tun, dass es diese Räume für uns so gut wie nie gibt. [...] Allein dieses Existieren des Ortes und der Menschen an diesem Ort war eine intensive Erfahrung des Gehaltenseins: in einem Netz gehalten werden, ein Co-Gehaltensein.« Noa habe dort realisiert, »wie Strukturen sich auswirken und wie viele Arten von Self-Care weggefallen sind, weil ich meine Wände nicht hoch haben musste wegen dem Misgendert-Werden. Ich musste nicht überlegen, wie Leute mich anblicken oder ob sie denken, ich sei, weil ich einen Rock anhätte, doch nicht nicht-binär. [...] Das hat dazu geführt, dass Self-Care, die normalerweise nötig ist und mit einem unendlichen Energieaufwand verbunden ist, nicht nötig war.«

Selbstsorge ist für Noa eine alltägliche Herausforderung. Xier kritisiert Aufrufe zur Selbstsorge und ebenso die Frage: »Machst du Selbstsorge?« Xier führt aus: »Ich find diese Frage höhnisch und möchte zurüchklachen – manche von uns hatten das nicht als Lernsubstanz in ihrer Biographie.« Insbesondere für trans Personen sei der Zugang zu Selbstsorge oft verstellt. Es gebe die Vorstellung, jede Person könne sich um sich selbst kümmern, sie müsse es nur wollen oder tun – »am besten mit Ideen, wie das aussieht: Netflix gucken, shoppen gehen oder so«. Noa wünscht sich, dass queere und trans Communitys sich kritisch mit Selbstsorge auseinandersetzen und damit, welche Norm sie setzen: »Für manche Menschen ist Sich-um-sich-selbst-Kümmern nicht der Schritt, bei dem sie gerade sind. Vielleicht sind sie beim Schritt, zu überleben oder im Alltag nicht zusammenzubrechen.« Noa findet den Diskurs um Selbstsorge individualisierend: »Als ob Self-Care mir helfen könnte gegen die Gewalt, die mir im Alltag widerfährt! Das macht die Gewalt nicht weg, sondern ermöglicht ein längeres Überleben oder ein längeres Funktionieren. Es nimmt den Fokus weg von der Struktur, der ich unterliege.«

Noa wünscht sich Unterstützung, die nicht auf Gegenleistung basiert. Idealerweise ist Care für xier ein Geschenk, das konditionslos gegeben wird. Herausfordernd in trans Sorgebeziehungen ist für Noa, mit der Schwere der Erfahrungen umzugehen. Xier erklärt dazu: »Wenn Leute, die schlimme Er-

fahrungen im Alltag machen, zusammenkommen, potenziert sich das erst mal.« Empowernd sei es trotzdem, weil es von der Individualisierung wegführe und Strukturen sichtbar mache: »weil da Leute sitzen, die auch blöd angeguckt werden.« Noa resümiert: »Trotzdem finde ich das herausfordernd: Co-Schmerz. Wenn eine Person erzählt – wenn es um Outing geht – und ich das übersetzen kann in eine eigene Erfahrung, dann fühle ich mit auf einer intensiven Ebene – nicht im Sinne ›Das tut mir leid für dich‹, sondern: ›Ahhhh, aua, das tut mir auch weh!‹ Das finde ich herausfordernd, einen Umgang damit zu finden und zu üben: Das ist nicht mir passiert – auch wenn das Potenzial, das Wissen mitschwingt, dass es mir auch passieren könnte.« Beim eigenen Aktivismus möchte Noa in Zukunft einen Fokus auf Empowerment legen: »Was ist das Schöne am Transsein? Gerade Personen, denen Hass entgegenschlägt, sollten sich diese Frage öfter stellen.«¹⁸

Noa erzählt mir xiers Care-Biographie verwoben in xiers Auseinandersetzung mit Geschlecht. Dabei hat Noa Erfahrungen des Umsorgt-Werdens ebenso vor Augen wie Erfahrungen des Sorgens sowie des Nicht-unterstützt-Werdens. Noa differenziert zwischen verschiedenen Rollen, die xier in Sorgebeziehungen einnimmt oder eingenommen hat, und spricht Momente an, in denen keine Grenze zwischen Umsorgen und Umsorgt-Werden gezogen werden konnte. Anhand zweier Beziehungen zeigt xier auf, wie unterschiedlich sich Sorgekonstellationen gestalten können. Den Care-Prozess in der einen Beziehung beschreibt Noa als begleitenden Austausch, die Rollen als fließend; in der anderen sieht xier xiers Rolle darin, Zuarbeit zur Transition zu leisten. Deutlich wird, dass Care als geschlechtliche Sorgearbeit ein intersubjektiver Prozess ist, der idealerweise für die begleitete wie die begleitende Person Auseinandersetzungen mit der eigenen Entwicklung und Verortung ermöglicht. Jane Ward (2011) beschreibt die geschlechtliche Arbeit, die nahe stehende Personen für trans Personen bei einer Transition leisten, als überwiegend anstrengend und einseitig. In Noas Erzählung wird nun greifbar, dass die Begleitung von trans Personen auch eine Möglichkeit sein kann, sich mit möglichen Wünschen nach geschlechtlichen Veränderungen auseinanderzusetzen und Zugang zu Geschlechterwissen zu erhalten. Kontrastierend zu jenen Forschungspartner_innen, die eine solche Begleitung als Dienstleistung anbieten, mag dies vor allem für Personen der Fall sein, die bisher noch keinen Zugang zu diesem Wissen hatten.

18 Das Interview führte ich im Juni 2017.

Die Zuarbeit zu einer Transition bezeichnet Noa als einseitige Arbeit; zudem wurde hier in diesem Beziehungskontext in eine binäre Rolle gezwängt. Diese Dynamik der Zuarbeit in Trans-Care stellt auch Jane Ward heraus, allerdings bezogen auf Sorgearbeit, die von cis Femmes geleistet wird (Ward 2011). Das Interview mit Noa zeigt, dass sich eine ähnliche Rollendynamik auch zwischen trans Personen entwickeln kann. Ich argumentiere, dass dabei Transnormativität eine zentrale Rolle spielt, also die Annahme *eines richtigen Weges*, zu transitionieren. So wurden Noa von xiers ehemaligem Partner Hormone als Lösung für mehr Wohlbefinden und eine trans männliche Position als logisch präsentiert. Auch in Beziehungen zwischen trans Personen kann Transnormativität also dazu führen, dass Care fehlt oder einseitig ist, etwa wenn nicht-binäre Perspektiven als nicht-legitim gelten. In einigen trans Communities gibt es eine traditionelle Vorstellung von Transition, die an den Konzepten des medizinisch-psychologischen Komplexes orientiert ist, andere Formen bleiben marginalisiert. Noas Erfahrung der Nichtunterstützung wird als eine schmerzhaft spürbar. Fürsorge in trans Räumen und Beziehungen kann also neben der so oft als positiv beschriebenen Erfahrung gegenseitiger Für_Sorge auch eine des Ausgenutzt-Werdens sein.

Aufgrund dieser Erfahrung machte Noa es sich zur Aufgabe, trans und nicht-binäre Fürsorge zu kollektivieren. Noa stellte fest, dass binäre trans Räume für nicht-binäre Personen oft keine sorgenden Räume seien – und machte sich daran, nicht-binäre Räume aufzubauen. Hier organisierte ein Wochenende für nicht-binäre Personen, das auch mehrere andere Interviewpartner_innen erwähnen haben. Noa beschreibt dieses Wochenende als Care-Ort und Ort der Ruhe. Während dieser zwei Tage fiel die Notwendigkeit der Selbstsorge für hier weg. Wie bei anderen Initiator_innen ehrenamtlicher trans Projekte entstand auch Noas Initiative aus einem Selbstsorgewunsch heraus. Für sich selbst zu sorgen, bedeutet hier, Räume für Menschen zu organisieren, die jenseits der Zweigeschlechtlichkeit leben.

Herausfordernd, aber auch ermächtigend ist für Noa, mit der Schwere der Erfahrungen umzugehen, über die in Care-Räumen gesprochen wird. »Co-Schmerz« nennt Noa die kollektive Schwere und Schmerzhaftigkeit dieser Erfahrungen. Noa strebt eine Politisierung von Selbstsorge an. Denn hier zufolge fällt ein Großteil der Selbstsorge, die trans Personen verrichten müssen, aufgrund heteronormativer und cis-normativer Strukturen an. Noa macht zudem deutlich: Selbstsorge kann Gewalt nicht verhindern, sondern ermöglicht »nur« ein längeres Überleben. Hier fasst Selbstsorge als notwendige Bedingung, um sich um andere zu kümmern.

Noa plädiert für das Sorge-Modell Trans-Siblinghood. Die Wortschöpfung Siblinghood knüpft an den feministischen Begriff Sisterhood an, der auf Solidarität und Für_Sorge in feministischen und rassismuskritischen Räumen anspielt. Siblinghood ist wie Sisterhood ein familiärer Begriff, der aber weniger binär gegendert ist. Trans Vergeschwisterung, wie Noa sie versteht, legt eine geteilte Erfahrung nahe, die aber unterschiedlich erlebt wird, und zugleich eine Verbundenheit, die im Unterschied zu Freund_innenschaften nicht gewählt wird.

Neben geteilten Erfahrungen deutet Noas Modell also auch die Unterschiedlichkeit im Erleben an und verweist damit auf Praktiken der Solidarität trotz Differenzen. In xiers Siblinghood-Ansatz zeigt sich Noas Wunsch nach sehr verbindlichen Sorgebeziehungen und nach Verantwortungsübernahme. Ich würde trans Vergeschwisterung als eine bestimmte Praktik verstehen, Care-Räume in trans und nicht-binären Communitys aufzubauen und mit Differenzen umzugehen.¹⁹

Für Noa trennen sich die Wege binärer und nicht-binärer Personen bei der Frage der Transition. Der Queertheoretiker Paul B. Preciado bezeichnet den Prozess der Transition als einen Wartesaal zwischen zwei exklusiven Vor- und Darstellungssystemen:

»Transition« nennt man den Prozess, der im Zuge eines medizinisch-rechtlichen Verfahrens der Geschlechtsneuzuweisung oder -angleichung von der Weiblichkeit zur Männlichkeit (oder umgekehrt) führen soll. »Je suis en train de faire ma transition«, »Ich bin mitten in meiner Transition«, sagt man für gewöhnlich. Solche Äußerungen suchen die Transformation eines Zustands in einen anderen zu beschreiben und betonen zugleich den temporären, also vorläufigen Charakter des Vorgangs. Der Prozess der Transition meint indes nicht den Übergang von der Weiblichkeit zur Männlichkeit (diese beiden Gender sind keine ontologischen, sondern nur biopolitische und performative Größen), sondern vielmehr den Übergang von einem Apparat der Wahrheitsproduktion zu einem anderen.« (Preciado 2020: 226 f.)

Inwiefern können sich Wege beim Prozess der Transition trennen? Meint Noa damit, dass die einen den Weg bis zum normativ vorgesehenen Ende gehen, während nicht-binäre Personen eher ihren eigenen Weg gehen? Wahrscheinlich gründet xiers Aussage auf der Erfahrung, die Preciado folgendermaßen

19 Zu Debatten um Vergeschwisterung in lesbischen und schwulen Räumen siehe Kath Westons Studie »Families We Choose: Lesbians, Gays, Kinship« (1997).

beschreibt: die »Grenzen der sozialen Erkennbarkeit überschritten« haben (Preciado 2020: 225). Dies spiegelt sich in den (Alltags-)Erfahrungen, die Noa anspricht, wider. So bezahlte Noa xiers Mastektomie selbst und organisierte sie jenseits der regulären Abläufe. Xiers Testosteronspiegel erhöhte Noa (zum Zeitpunkt des Interviews) nicht – bei den meisten Krankenkassen eine Voraussetzung für eine Mastektomie – und irritierte mit dieser Form der Verkörperung sowohl cis als auch trans Personen.

5.5 Zusammenfassung

In diesem Kapitel wurde ersichtlich, dass sich nicht-binäre trans Aktivist_innen tiefgehend mit den Themen Selbstsorge und Fürsorge und mit deren Verwobenheit auseinandersetzen. Trans Personen, insbesondere sich als nicht-binär verortende, haben einen erhöhten Bedarf an Selbstsorge: aufgrund von Diskriminierung und Effekten der zweigeschlechtlichen Gewalt, die sie bewältigen und mit denen sie umgehen müssen. Meine Interviewpartner_innen sehen Selbstsorge als Voraussetzung dafür an, Fürsorge für andere Leute leisten zu können. Denn es kostet, in den Worten Paul B. Preciados, im Alltag viel Energie, die »Grenzen der sozialen Erkennbarkeit überschritten« zu haben (Preciado 2020: 225). Meine Interviewpartner_innen beschreiben ihre Erfahrung, als nicht-binäre Personen durch die Welt zu gehen, als geprägt von Unsichtbarkeit oder Nicht-ernst-genommen-Werden einerseits, von extremer Sichtbarkeit – beispielsweise bei einer Körperveränderung, die trans-normativen Bildern nicht entspricht – andererseits.

Da es kaum Vorbilder für nicht-binäre Fürsorge und Selbstsorge gibt, ist Kreativität gefragt. Meine Interviewpartner_innen entwerfen neue Pronomen, eigene Begriffe, die ihre Sorgebeziehungen und -praktiken beschreiben. Nicht-binäre Sorgearbeit, Wissensproduktion und Theoriearbeit sind somit gewissermaßen zwangsläufig miteinander verbunden. Die Anthropologin María Puig de la Bellacasa (2012) zeigt in ihrem Artikel »»Nothing Comes Without Its World«: Thinking With Care« die Verbindung zwischen Care und kollektivem Denken auf: Beziehungen des Denkens und Wissens benötigten Care (de la Bellacasa 2012: 198). Ich argumentiere, dass dies nicht nur für die akademische Wissensproduktion gilt: Auch in sozialen Bewegungen werden Care-Theorien kollektiv entwickelt, wie sich im Feld des nicht-binären Aktivismus zeigt, und werden Formen der »epistemic love« (ebd.: 207) praktiziert. Am deutlichsten wird dies in der Sorgebeziehung von Sasha und Jovin und in

ihrer Praktik des gemeinsam Denkens. Bellacasa plädiert für eine nicht nostalgische Perspektive auf Care: »Caring or being cared for is not necessarily rewarding und comforting« (ebd.: 199). Auch dies wird in den Erzählungen von Sasha und Jovin greifbar: Deren gegenseitige Sorge füreinander, die auch eine Beschäftigung mit geschlechtlicher Identität ist, war zuweilen konfrontativ und schmerzhaft. Noa entwickelt aus schmerzhaften Care-Erfahrungen das theoretische Konzept Trans-Siblinghood, trans Vergeschwisterung. Dies lässt sich als »thinking with care«, als eine Wissensproduktion, die auf Care basiert, verstehen (ebd.: 203). Bellacasa wünscht sich Aufmerksamkeit für den Aufwand, den es braucht, um Beziehungen kollektiver und verantwortungsvoller Wissensproduktion aufzubauen (ebd.: 205).²⁰

Meine Interviewpartner_innen nehmen Sorgebeziehungen in trans Räumen ambivalent wahr. Für Sasha, Jovin und Kalle sind trans Räume geprägt von Anspannungen und normativen Vorstellungen davon, wie man »richtig trans« sei. Deshalb machten sie sich auf die Suche nach eigenen Fürsorgeräumen, jenseits der Normen der trans Szene und der Gesamtgesellschaft. Sasha und Jovin denken zusammen am Küchentisch, um sich gemeinsam und auf Umwegen Fragen des Geschlechts zu nähern, möglichst frei von Normen und Vorannahmen. Kalle versucht in whys Bildungskollektiv, neue trans und queer/feministische Fürsorgeräume aufzubauen, die von Leichtigkeit und etablierten Strategien der Selbstsorge geprägt sind. Für Mio und Noa sind nicht-binärer und trans Aktivismus wichtige Räume der Selbst- und Fürsorge, sei es, um sich mit eigenen geschlechtlichen Fragen zu beschäftigen, sei es aufgrund der Verbundenheit und verbindlichen Fürsorge, die dort geleistet wird. Für sie ist es gerade wichtig, trans/nicht-binäre/queere Fürsorge jenseits heimischer Küchentische und Freund_innenschaften zu organisieren.

Auffallend abwesend ist die Frage von Ökonomie und Klasse und anderen Differenzkategorien in den Interviews, gerade im Vergleich zu vorherigen Kapiteln. Dies führe ich auf das vergleichsweise hohe Maß an kulturellem, ökonomischem und sozialem Kapital der Aktivist_innen zurück. S. Bear Bergman und Meg-John Barker weisen darauf hin, dass dies insbesondere bei jenen nicht-binären Aktivist_innen der Fall ist, die öffentlich und im Arbeitskontext »out« leben können (Bergman/Barker 2017: 38). Dies bestätigen meine Interviews tendenziell, allerdings lebt auch Madeleine out als nicht-

20 Diese Frage diskutiere ich in Bezug auf meine eigene Wissensproduktion im Kapitel 2, »Sorgende Ethnographie und Geschlechtliche Zusammenarbeit«.

binär, trotz ihrer prekären Umstände.²¹ Die Beobachtung von Bergman und Barker lassen sich für jene Aktivist_innen, die am sichtbarsten im trans Aktivismus sind, durchaus bestätigen. In der Folge seien, so Bergman und Barker, nicht-binäre Räume oft relativ homogen:

»This can mean that the main visible non-binary people end up being wealthy, highly educated, middle-class, white, often masculine-of-centre, and not visibly disabled. Coupled with the limited young, white, thin image of androgyny provided by the fashion industry, this can mean that non-binary people who do not fit this mould feel excluded from communities and that young people are presented with a very limited sense of what their options might be as a non-binary person – or whether this is even open to them.« (Ebd.: 38)

Im folgenden Kapitel geht es um die Verbindung zwischen Zukunftsentwürfen und Trans-Care; dabei werde ich mich kritisch mit jenem Narrativ beschäftigen, das nicht-binäre Praktiken in die Zukunft, binäre in die Vergangenheit projiziert.

21 Vergleiche Kapitel 3, »Da wirst du von mir eine ganz andere Geschichte hören.« Trans Prekarität, Klasse und Care«.